

Metapher und Metonymie

Am Beispiel von Nietzsche und Jakobson

Daniella SÉVILLE-FÜRNKÄS

„Der Morgen erwacht.‘ Es gibt keinen Morgen. Wie kann er schlafen? Es ist ja nichts als die Stunde, in der die Sonne aufgeht. ‚Verflucht! Die Sonne geht ja nicht auf‘, auch das ist ja schon Unsinn und Poesie. O dürft ich nur einmal über die Sprache her und sie so recht ausfegen! O verdammt! Ausfegen! Man kann in dieser Welt es nicht lassen Unsinn zu sprechen.“
Ludwig Tieck

In einem populären deutschen Lexikon findet man unter Metapher folgende Erläuterung:

„Griechisch ‚Metaphora‘ (Übertragung) die, im weiteren Sinn eine Redewendung, in der statt die eigentliche Bezeichnung eine uneigentliche oder übertragene gebraucht wird. Unterabteilungen sind Metonymie und Synekdoche sowie die Metapher im engeren Sinn, bei der zwischen dem eigentlichen und dem übertragenen Ausdruck eine Ähnlichkeit (latein. „tertium comparationis“) besteht, z.B. „Hafen“ statt „Zuflucht“, „kalt“ für „gefühllos“. Die Metapher dient dank ihrer Bildhaftigkeit besonders zur Veranschaulichung von Geistigem. Die Umgangssprache ist reich an Metaphern (Gebrauchsmetaphern), die oft nicht mehr als solche bewußt werden (z.B. „Blütezeit“ der Dichtung; ein neuer Gedanke „taucht auf“).“¹⁾

Dort steht auch unter dem Lemma Metonymie:

1) Dtv-Lexikon in 20 Bänden, Deutscher Taschenbuchverlag, München 1997, Bd. 12, S. 70 u. S. 76.

„Griechisch „Umbenennung“, Rhetorik: Vertauschung der Benennung bei angrenzenden Begriffsbereichen: z.B. „Stahl“ statt „Schwert“.

Da beide Begriffe ursprünglich aus der antiken Rhetorik stammen, empfiehlt es sich vielleicht, in einem neueren Lehrbuch der Rhetorik²⁾ ebenfalls nachzuschlagen:

„Die Metapher (metaphora / translatio) ist die Bezeichnung des eigentlichen Begriffs durch einen für ihn im übertragenen Sinne verwendeten uneigentlichen Begriff und „befindet sich (. . .) am äußersten Ende jener Skala der zunehmenden Distanz von eigentlicher und uneigentlicher Diktion.“ (M. Fuhrmann, Antike Rhetorik). Das Verhältnis von eigentlicher und bildlicher Ausdrucksweise ist verschieden beschrieben: als eines des Abbildes, bei dem gleichnishaft gebrauchtes Bild und gemeinte Sache identifiziert werden. (. . .) Man sagt also nicht: die Fichten des Waldes splintern wie Säulen, sondern „es splintern die Säulen ewig grüner Paläste“ (Goethe). Aristoteles hat das Finden von Metaphern besonders ausgezeichnet als „ein Zeichen von Begabung“ (Ar. Poet. 22) und das Verhältnis von eigentlichem und uneigentlichem Ausdruck als eines der Ähnlichkeit bestimmt: „Denn gute Metaphern zu bilden bedeutet, daß man Ähnlichkeiten erkennen vermag.“ (Ar. Poet. 22) Womit auch die besondere Erkenntnisfunktion der Metapher angesprochen ist. „Immer aber muß die Metapher, die aus der Analogie gebildet wurde, auch mit dem übrigen, sowie mit dem, was damit verwandt ist, in Korrelation gebracht werden.“ (Ar. Rhet. 3, 4, 4) Zur Metapher gehören demnach drei Bestandteile:

1. der eigentliche Ausdruck, der durch das Bild veranschaulicht werden soll;
2. der veranschaulichende uneigentliche, also bildliche Ausdruck;
3. der Vergleichspunkt beider (tertium comparationis), in dem eigentlicher Ausdruck und Bild übereinstimmen und der ihre Ähnlichkeit erst hervorbringt.“

2) Gert Ueding / Bernd Steinbrink, Grundriss der Rhetorik, Geschichte. Technik, Methode, Dritte Auflage, Stuttgart, Weimar, Metzler 1994, S. 294f.

Zur Metonymie finden sich in demselben Lehrbuch folgende Ausführungen:

„Die Metonymie (metonymia / denominatio, transmutatio) definiert Quintilian als „die Setzung einer Benennung für eine andere (. . .). Sie bezeichnet das Erfundene nach dem Erfinder und das Besessene nach den Inhabern“ (Quint. VIII, 6, 23). Bei Cicero wird diese Hypallage genannt (Cic. or. 27,93), in der „Rhetorik an Herennius“ heißt sie denominatio: „Die Denomination zieht von verwandten und angrenzenden Dingen die Rede auf ein Gebiet, wo die Sache, welche nicht mit ihrem eigentlichen Namen benannt ist, verstanden werden kann.“ (Her. 4,32) „Verwandt“ und „angrenzend“ ist in der Metonymie nicht das, was ähnlich und durch ein tertium comparationis verbunden ist (Metapher), auch nicht das, was sich zur zu bezeichnenden Sache verhält, wie das Teil zum Ganzen (Synekdoche), sondern das, was in der realen Beziehung zur „eigentlichen Sache“ steht. Vom eigentlichen Begriff aus gesehen, nimmt der metonymische zu ihm die Stelle eines Attributes oder einer adverbialen Bestimmung ein.“

In der Rhetorik gehören Metapher und Metonymie zu den Tropen und spielen dort unter anderen Figuren wichtige, aber doch nicht herausragende Rollen. Einen besonderen Stellenwert teilt ihnen erst Nietzsche innerhalb seiner radikalen Kritik an Wissenschaft und Philosophie des 19. Jahrhunderts zu: Wahrheit und Begriffe werden als anthropomorphe Metaphern entlarvt. Im 20. Jahrhundert erkennt Roman Jakobson in Metonymie und Metapher dann Grundoperationen jeder sprachlichen Äußerung.

Der frühe Entwurf „Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne“ (1873), den Friedrich Nietzsche selbst nie publiziert hat, gilt heute als zentrales Dokument für seine sprachkritische Erkenntnistheorie. Darin entwickelt Nietzsche zum ersten Mal Grundfragen aller späteren Schriften: Welche Stellung nimmt der Mensch im Ganzen von Natur, Kosmos und Welt ein und wie kann Sprache ein Mittel zur Erkenntnis bzw. objektiven Wahrheit sein.

Im ersten Teil seines Entwurfs unterstellt Nietzsche dem menschlichen Intellekt im allgemeinen Täuschen, Lügen, Schmeicheln, Verstellen und

Maskiertsein. In der Gleichgültigkeit seines Nichtwissens und in diesem verstellt-entrückten Zustand „auf dem Rücken eines Tigers in Träumen hängend“³⁾ stellt sich die Frage, woher der Trieb⁴⁾ zur Wahrheit, der dem Menschen nachgesagt wird, wohl kommen mag. Der Trieb zur Wahrheit beruht für Nietzsche auf einem hobbesianischen „Friedensschluss“, der den Individuen das Leben in einer Gemeinschaft ermöglicht (*bellum omnium contra omnes*). Auch aus diesem Grund müsse eine verbindliche Bezeichnung der Dinge erfunden werden, und daraus folgt eine der Hauptthesen der Schrift: „die Gesetzgebung der Sprache giebt auch die ersten Gesetze der Wahrheit.“⁵⁾ Ab diesem Moment der Einführung von einem verbindlichem System von den Wörtern und den Dingen, kann erstmals eine Unterscheidung zwischen Wahrheit und Lüge gemacht werden. Ein Lügner wird die „gesetzten“ bzw. gültigen Bezeichnungen vertauschen oder umkehren, und das Unwirkliche erscheint als Wirkliches. Auf die Frage, was ein Wort sei, deutet Nietzsche die Sprache selber physiologisch, d.h. als „Abbildung eines Nervenreizes in Lauten“⁶⁾. Von subjektiven Reizungen ausgehend über willkürliche Übertragungen haben sich Laute zu Sprache verfestigt. Das „Ding an sich“ sei deshalb auch einem „Sprachbildner“ unfasslich, der sowieso nur die Relationen der Dinge zu den Menschen in den „kühnsten Metaphern“ ausdrücken könne. So kann die Entstehung von Sprache als progressiver Metaphorisierungsprozess erklärt werden:

„Ein Nervenreiz zuerst übertragen in ein Bild! erste Metapher. Das Bild wieder nachgeformt in einem Laut! Zweite Metapher. Und

3) Friedrich Nietzsche, Über Wahrheit und Lüge im aussermoralischem Sinn, S. 371. In: Nietzsche Werke. Kritische Ausgabe. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Moninari. Dritte Abteilung. Zweiter Band. Friedrich Nietzsche. Nachgelassene Schriften 1870–1873. Walter de Gruyter, Berlin, New York 1973.

4) Freuds dichotomische Triebwelt von Eros und Tanatos („Jenseits des Lustprinzips“ 1920) antizipierend, ist Nietzsches Mensch zwischen dem Trieb zur Wahrheit, der sich als Täuschung *par excellence* entpuppt, und dem Trieb zur Lüge geteilt.

5) Ebd., S. 371.

6) Ebd., S. 372.

jedesmal vollständiges Ueberspringen der Späre, mitten hinein in eine ganz andere und neue.“⁷⁾

Die erste Metapher wäre eine Bild-Vorstellung, die zweite Metapher ein Laut-Bild. Der Weg vom Nervenreiz zum Bild und dann zum Laut geht durch mannigfache Bild-Sprünge hindurch:

„Wir glauben etwas von den Dingen selbst zu wissen, wenn wir von Bäumen, Farben, Schnee und Blumen reden und besitzen doch nichts als Metaphern der Dinge, die den ursprünglichen Wesenheiten ganz und gar nicht entsprechen. Wie der Ton als Sandfigur, so nimmt sich das räthselhafte X des Dings an sich einmal als Nervenreiz, dann als Bild, endlich als Laut aus. Logisch geht es also nicht bei der Entstehung der Sprache zu, und das ganze Material worin und womit später der Mensch der Wahrheit, der Forscher, der Philosoph arbeitet und baut, stammt, wenn nicht aus Wolkenkukuksheim, so doch jedenfalls nicht aus dem Wesen der Dinge.“⁸⁾

Die aufgeworfenen Fragen, ob sich Lautbild und Ding, Wort und Sache, Zeichen und Bezeichnetes decken, kündigt die Sprachskepsis Mauthners und Hofmannsthals um die Jahrhundertwende an. Nietzsche fragt weiter, wie aus einem Wort ein Begriff gebildet werde. Die eigentliche Frage, die dem zugrunde liegt, ist die nach den Möglichkeiten, Wahrheit zu denken und auszudrücken, wenn die Sprache eher „aus Wolkenkukuksheim“ als „aus dem Wesen der Dinge“, wie Platonismus und Idealismus behaupteten, stammt. Wie sind also die Begriffe der Theologie, der Philosophie, der Wissenschaften entstanden? Begriffe sind Resultate eines „Gleichsetzen des Nicht-Gleichen“, „Wahrheit“ entsprechend ein hausgemachtes Produkt des Menschen.

7) Ebd., S. 373.

8) Ebd., S. 373.

„Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Antropomorphismen kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonic und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen.“⁹⁾

Auf die Rezeptionsästhetik vordeutend, schreibt er über den adäquaten Ausdruck eines Objekts im Subjekt, dass es nur „höchstens ein ästhetisches Verhalten, ich meine eine andeutende Uebertragung, eine nachstammelnde Uebersetzung in eine ganz fremde Sprache“¹⁰⁾ gibt. Als vererbte Bilder, die tausendfach hervorgebracht und überliefert sind, beziehen diese Metaphern ihre Berechtigung nicht aus dem ‚Hart- und Starr-Werden‘. Der Trieb zur Metaphernbildung ist nach Nietzsche ein Fundamentaltrieb, der im Bereich der Kunst und Mythenbildung sichtbar ist.

Im zweiten deutlich fragmentarischeren Abschnitt des Entwurfs exemplifiziert Nietzsche seine Folgerungen aus dem metaphorischen Fundamentaltrieb, der den Stoff liefert, aus welchem das Bauwerk der Begriffe errichtet ist. Die Seh-Welt und die Hör-Welt des ‚wachen Menschen‘ werden durch eine ungebändigte Begierde nach Bildern und Tonfiguren regiert. Diese erscheinen nicht weniger als Illusionen, als es die Gestaltungen des Traumes sind.

„Wenn jeder Baum einmal als Nymphe reden oder unter der Hülle eines Stieres ein Gott Jungfrauen wegschleppen kann, wenn die Göttin Athene selbst plötzlich gesehen wird, wie sie mit einem schönen Gespann in der Begleitung des Pisisstratus durch die Märkte

9) Ebd., S.374–375.

10) Ebd., S. 378.

Athens fährt — und das glaubte der ehrliche Athener — so ist in jedem Augenblicke, wie im Traume, alles möglich, und die ganze Nacht umschwärmt den Menschen, als ob sie nur die Maskerade der Götter wäre, die sich nur einen Scherz daraus machten, in allen Gestalten den Menschen zu täuschen.“⁽¹¹⁾

Nicht weniger als im Traum will der Mensch in der Wachwelt den Hang zur Täuschung und Verstellung:

„Der Mensch selbst aber hat einen unbesiegbaren Hang, sich täuschen zu lassen und ist wie bezaubert vor Glück, wenn der Rhapsode ihm epische Märchen wie wahr erzählt oder der Schauspieler im Schauspiel den König noch königlicher agiert, als ihn die Wirklichkeit zeigt.“⁽¹²⁾

Nicht nur der „ehrliche“ Mensch scheint gläubig-verzückt und verwechselt Mythos (Religion, Erzählung) und Wahrheit (Erkenntnis), auch Wissenschaftler gewinnen aus dem Durcheinanderwerfen von Metaphern ein ähnliches Behagen. Der Forscher jedoch glaubt, die Grenzen der Abstraktionen verrückt zu haben, d.h. zu neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen gelangt zu sein. Doch dieser Glaube beruht auch nur auf Verstellungen und Verzerrungen: Die Illusion, wonach der Mensch der Herr der Lage sei, muss aufrecht erhalten bleiben, d.h. der Forscher soll über sein Forschungsgebiet herrschen. Aus dem eigenen ganz irdischen Würfelspiel⁽¹³⁾ der Begriffe, in dem nur der Zufall „Wahrheit“ über eine geregelte Zuordnung von Zahlen, Rubriken und Rangordnungen hervorbringt, hat der Mensch durch Projektion einen Begriffshimmel konstruiert, der die Anthropomorphisierung der Welt garantiert.

11) Ebd., S. 381–382.

12) Ebd., S. 382.

13) Stéphane Mallarmé (1842–1898) hat mit seinem Gedicht „Un coup de dés jamais n'abolira le hasard“ (1897) den Würfel als Sprachspiel-Generator von Phonemen und Graphemen auf dem weißen Papier — in Analogie zur Sternkonstellation im leeren All — an die Stelle des Schöpfer-Autors eingesetzt.

„Jenes ungeheure Gebälk und Bretterwerk der Begriffe, an das sich klammernd der bedürftige Mensch sich durch das Leben rettet, ist dem freigewordenen Intellekt nur ein Gerüst und ein Spielzeug für seine verwegesten Kunststücke: und wenn er es zerschlägt, durcheinanderwirft, ironisch wieder zusammensetzt, das Fremdeste paarend und das Nächste trennend, so offenbart er, dass er jene Notbehelfe der Bedürftigkeit nicht braucht, und dass er jetzt nicht von Begriffen, sondern von Intuitionen geleitet wird. Von diesen Intuitionen aus führt kein regelmässiger Weg in das Land der gespenstischen Schemata, der Abstraktionen: für sie ist das Wort nicht gemacht, der Mensch verstummt, wenn er sie sieht, oder redet in lauter verbotenen Metaphern und unerhörten Begriffsfügungen, um wenigstens durch das Zertrümmern und Verhöhnern der alten Begriffsschranken dem Eindrucke der mächtigen gegenwärtigen Intuition schöpferisch zu entsprechen.“⁽¹⁴⁾

Zwei Arten von Menschen, einerseits der „vernünftige“, der stoische Begriffsmensch, andererseits der „intuitive“ Mensch bilden das Oppositionspaar, das am Ende des Entwurfs steht. Der von Begriffen geleitete Mensch kann das Unglück nur abwehren, ohne je in der Welt der Begriffe und Abstraktionen Glück zu finden. Der intuitive Mensch dagegen erntet „einströmende Erhellung, Aufheiterung, Erlösung.“⁽¹⁵⁾ Die schöpferische Anarchie des Intellekts, der frei von den Zwängen und Listen der Selbsterhaltung sich bewegt, stiftet Kultur. Nietzsche führt Begriffe zurück auf Metaphern und Metaphorisierungsprozesse, Bilder, Lautbilder, deren Material Nervenreize sind. Der Unterschied zwischen Begriffen und Metaphern erscheint nur gradueller Art. Dem Metaphertrieb liegt ein ästhetisches Urphänomen zugrunde, kein Welt-Abbildungsverfahren, sondern ein Welt-Generierungs- und Welt-Interpretationsverfahren. Für Nietzsche steht fest: Die „olympische Wolkenlosigkeit“ der Begriffe und

14) Ebd., S. 382–383.

15) Ebd., S. 383.

der „Glanz der metaphorischen Anschauungen“ sind jene Täuschungen, aus denen der Mensch sich befreien sollte, will er sein Schicksal selbst in die Hand -und in den Mund- nehmen.

Für Nietzsche ist ein physiologischer „Trieb zur Metaphernbildung“ das konstitutive Moment der Sprache. Der Mensch orientiert sich an Bildern oder an Metaphern, die er selbst erzeugt hat, ohne sie aber als eigene Produkte erkennen zu wollen. Täuschung und Selbst-Täuschung folgen daraus.

Für Roman Jakobson¹⁶⁾ ist Sprache zwischen nur zwei Polen angesiedelt, einem metaphorischen und einem metonymischen Prozess. Der Doppelcharakter der Sprache tritt in dieser ausschließlichen Wechselbeziehung von Metapher und Metonymie, d.h. zwei spezifischen Bildformen, in Erscheinung.

In den fünfziger Jahren analysierte Roman Jakobson den Doppelcharakter der Sprache und anderer semiologischer Systeme anhand der verschiedenen Spielarten der Aphasie, um dem Wesen der Sprache auf den Grund zu gehen. Die beiden Hauptprozesse der semantischen Produktion sind Metapher und Metonymie, eine Wechselbeziehung, die zuweilen von einer gewissen Rivalität gekennzeichnet ist. Im Einvernehmen mit Psychiatern und Psychologen stellt er fest, daß die aphasische Sprachregression ein umgekehrtes Spiegelbild des kindlichen Spracherwerbs darstellt. Daraus zog er bestimmte Schlüsse. Die Spielarten der Aphasie sind vielfältig, bewegen sich aber immer zwischen zwei Polen: Entweder entfällt die Fähigkeit zur Selektion und Substitution; in diesem Fall ist die Similaritätsbeziehung eingeschränkt oder völlig unterbunden. Dadurch wird ein metaphorischer Sprachgebrauch verhindert oder ist unmöglich

16) Roman Jakobson (1896–1982) gilt als Vertreter des ‚Russischen Formalismus‘ und später des ‚Prager Strukturalismus‘. Der hier behandelte Aufsatz „Deux aspects du langage et deux types d’aphasie“ (S. 43–67) wird zitiert nach dem Band „Essais de linguistique générale“, Editions de Minuit, Paris 1963. Der Originaltext ist in englischer Sprache erschienen in „Fundamentals of Language“, The Hague / Paris 1956, Part II, ch.2 „The Twofold Character of Language“: ch.5, „The Metaphoric and Metonymic Pole“.

geworden, und ein Hang zur Metonymie ist feststellbar. Oder es entfällt die Fähigkeit zur Kombination und Kontextbildung, in diesem Fall ist die Kontiguitätsbeziehung eingeschränkt oder völlig unterbunden. Dadurch entfallen die Metonymien und ein Hang zur Metapher ist feststellbar.

„Le developpement d'un discours peut se faire le long de deux lignes sémantiques différentes: un thème (topic) en amène un autre soit par similarité soit par contiguïté. Le mieux serait sans doute de parler de procès métaphorique dans le premier cas et de procès métonymique dans le second, puisqu'ils trouvent leur expression la plus condensée, l'un dans la métaphore, l'autre dans la métoyomie. (...) Dans le comportement verbal normal, les deux pocédés sont continuellement à l'œuvre, mais une observation attentive montre que sous l'influence des modèles culturels, de la personnalité et du style, tantôt l'un tantôt l'autre procédé a la préférence.“¹⁷⁾

Sprache ist also für Jakobson zwischen diesen beiden Polen angesiedelt: Ein Sprecher wird je nach Persönlichkeit, Alter, Bildung, Stil tendenziell eher dem metaphorischen oder dem metonymischen Sprachausdruck den Vorrang geben. In einem bekannten Assoziationstest ist Kindern — so Jakobson — ein Stichwort vorgegeben worden. Die Kinder haben darauf reagiert, indem ihre Vorliebe für den eher „substituierenden“ oder „ergänzenden“ Sprachgebrauch aufgewiesen werden konnte.

Diese Rückschlüsse sind für Jakobson auch auf die Literatur anwendbar. Auch in der geschriebenen Sprache gibt es nach Jakobson eine ausgeprägte Vorliebe für bestimmte sprachliche Ausdrücke. Verdeutlicht wird dies in der Art und Weise, wie ein je bestimmter Autor Similarität und Kontiguität in positioneller und in semantischer Hinsicht auswählt, kombiniert und einordnet. Ganz deutlich kommt diese Wechselbeziehung in der Dichtkunst zum Ausdruck. Auch in der Malerei kann Jakobson das Vorhandensein dieser Wechselwirkung aufzeigen. Er stellt die Spuren der metonymischen

17) Ebd., Roman Jakobson, S. 61.

Orientierung im Kubismus fest, in dem Objekte in ein Gefüge von Synekdochen aufgelöst werden, stellt sie der surrealistischen Malerei gegenüber, die eher metaphorisch vorgeht. Selbst in der Filmkunst wurden mit der Einführung von Winkel-, Perspektiv- und Brennweiten Veränderungen erzielt, die eine Vielfalt von synekdochischen Großaufnahmen und metonymischen Einstellungen erlaubten. Weiter entwickelt wurde diese Technik in Charlie Chaplins Filmen durch metaphorische Gesamtbildmontage mit Überblendungen. Jakobson wählt zur Illustration ein Beispiel aus einer russischen Volkserzählung, in welcher der Parallelismus als Mittler der Darstellung des Komischen verwendet wird, und den Vers eines Hochzeitliedes. Weiter behandelt er den russischen Schriftsteller Gleb Ivanovic Uspenskij (1840–1902), der in späteren Jahren an einer Persönlichkeitsspaltung litt. Der sprachliche Aspekt, den es zu analysieren geht, ist die Unfähigkeit, zwei Symbole für ein und dasselbe Ding zu verwenden. Es handelt sich um eine Similaritätsstörung. In diesem Fall wird ein metaphorischer Sprachgebrauch verhindert und ein Hang zur Metonymie ist feststellbar. Die Stilanalysen des jüngeren Uspenski (von Anatoly Kamegulov) bestätigen nach Jakobson diese Feststellungen. Uspenski hat eine besondere Neigung zur Metonymie und besonders zur Synekdoche. Dem Leser geht oft durch die Anhäufung der Details das Gesamtbild verloren. Jakobson vermutet, daß der metonymische Stil Uspenskij's durch die vorherrschende Literaturrechtung seiner Zeit, durch den Realismus des 19. Jahrhunderts, beeinflußt wurde. Auch bei der Untersuchung von Traumstrukturen findet er diese Zweiteilung wieder. Die beiden Prinzipien, die den magischen Riten zugrunde liegen, beruhen (nach Frazer) auf dem ‚Gesetz der Similarität‘ und dem der ‚Kontiguitätsassoziation‘.

Jakobson hält schließlich das Übergewicht der reichhaltigen Literatur zur Metapher den recht spärlichen Schriften über die Metonymie entgegen. Und auf die Frage, warum es viel mehr Literatur zur Metapher als zur Metonymie gibt, antwortet er, daß bei der Bildung der Metasprache der Forscher, der die Tropen interpretiert, bessere Mittel zur Behandlung der Metapher habe als derjenige, der sich mit den Metonymien abgibt, die auf

einem ganz anderen Prinzip beruhen und sich der Interpretation eher entziehen. Denn das Bezugssystem zwischen der Metasprache und den Symbolen der Bezugssprache ist Gleichartigkeit in der Bedeutung.

„La compétition entre les deux procédés, métonymique et métaphorique, est manifeste dans tout processus symbolique, qu’il soit intra-subjectif ou social.“¹⁸⁾

Weiterhin sieht Jakobson hierin die Begründung für die allgemeine Annahme einer engen Verknüpfung von Romantik und Metaphorik im Unterschied zur unbemerkten, aber tiefen Affinität, die Realismus und Metonymie verbindet. Weil also das Similaritätsprinzip über die Poesie herrscht, die Prosa aber im wesentlichen vom Kontiguitätsprinzip getragen wird, wendet sich das Studium der poetischen Tropen hauptsächlich der Metaphorik zu. Und in ironischer Weise endet dieser Teil seiner Analyse mit der Annahme, daß vielleicht in den Untersuchungen selbst eine Kontiguitätsstörung vorliege.

18) Ebd., Roman Jakobson, S. 65.